

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wie ich lernte

Birt, Theodor

Leipzig, 1929

Kindheit

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6727

Kindheit

Übersiedelung nach Hamburg

Alles Bisherige klang so, als hätte mein Vater wirtschaftlich völlig festen Boden unter den Füßen. Aber leidige Überraschungen stellten sich schon frühe ein, und es gab schwere Warnungen. Die erste Verlegenheit kam im selben Jahr 1845. Der Schwiegervater hilft sofort, es kostet kaum Worte. Papa aber schafft da schon ein Pferd ab und gelobt sich, nie mehr Roulette zu spielen, bei Almosen jedoch nicht aufs Geld zu sehen. Die offene Hand blieb; als Cathrine, die gute Haushälterin, heiratet, wird ihr die ganze Ausstattung gegeben. Dann folgte im Jahre 1847 der erste große Krach. Es war meines Vaters 40. Geburtstag, ein Schreckenstag. Er hatte in Getreide spekuliert, 10 000 Tschetwert russischen Hafer für die Firma Meyer Gebrüder gekauft. Der Artikel erwies sich als unverkäuflich, auch in England. Bald wurden unter dem 15. November große Fallissements in allen Branchen gemeldet. Die Ware war wertlos. Da gab es heftige Szenen mit den Brüdern. Der Vater muß fremdes Geld aufnehmen und bleibt Schuldner der genannten Firma, ob schon der Schwiegervater wieder gutmütig mit 10 000 Mark beispringt. Die Reue ist groß. Ein Makler soll nicht selbst kaufen, sondern nur Käufe vermitteln.

Sogleich werden nun Pferde und Wagen abgeschafft („es ist ja auch so viel gesünder zu Fuß zu gehen!“), und er schenkt seiner Frau zu Weihnachten eine schöne Bibel, aus

der er ihr jeden Abend im Bett ein bis zwei Kapitel vorlesen will! Wie lange er das durchgeführt hat, bleibt unbekannt.

Gleich nach diesem Ereignis begann der dänische Krieg. Aber die Verhältnisse stellten sich damals trotzdem wunderbar rasch und günstig wieder her; man lebt und tafelt wenigstens wieder ohne Sorgen, ja, die älteren Söhne, die bisher in Wandsbek lernten, dürfen jetzt in die beste der Privatschulen gehen, die es in Hamburg gab.

Zwei von Vaters Brüdern aber traten dann aus dem Geschäft, um selbständig zu arbeiten, und unsere Firma nannte sich seit 1851 nur noch Friedrich Birt und Theodor Birt. Alsbald reist mein Vater dann selbst nach England, nach Leith, Liverpool und anderen Plätzen, um neue Verbindungen dort anzuknüpfen, die alten zu festigen. Voll Staunen sah er dabei auch die große „Exhibition“ in London.

Acht Monate nach diesen väterlichen Aktionen beginnt meine Biographie, und ich habe endlich von mir zu reden. Am 4. April des Jahres 1852 erholte sich meine Mutter endlich von der Not, die ich wider Willen durch mein vielleicht allzu heftiges Vorleben bewirkt habe. An diesem Tage speiste sie außer Bett einen Märzhasen, welche Freude! Ich selbst habe „herrliches Gedeihen“. Dies wurde noch öfter an mir konstatiert. Was sollte ich, Theodor Birt der Zweite, auf Erden? Erst wachsen und dann in die obengenannte Firma eintreten. Die Welt braucht Brotkorn zum Leben und der Makler schafft es. Ich aber wollte nicht, und es kam anders.

Damals gab es in der Vorstadt St. Georg noch ein weites Wiesengelände, wo sich zwei Baumalleen entlang zogen, Wiesen, über denen der weite Himmel offen stand, herrlich, um den Drachen steigen zu lassen. Zwischen beiden Alleen lief die Landstraße, die aus dem Steintor weit hinaus zu den Villendörfern Hamm und Horn hinausführte, und sie tut dies auch heute noch.

An diesem offenen Terrain stand nach Süden die Häuser-

reihe des sogenannten Besenbinderhofs, darunter ein Block von vier aneinander gewachsenen Familienhäusern, und das unsere war von ihnen das weitaus größte, ein Eckhaus, da, wo in den Besenbinderhof der aus dem Hammerbrook ansteigende Nagelsweg mündet und endet.¹ Unsere Straße war zum Glück nur einseitig bebaut; an der Gegenseite zogen sich nur Gärten hin, und so hatten auch jene vier Häuser dort ihre vier Vorgärten, die gesellig als Einheit eingezäunt waren. Dieselben vier Häuser aber standen hoch auf einer gemeinsamen Terrasse, die geräumig auch auf der Südseite noch schön bepflanzte Gärten trug (ein Spielraum nicht nur für uns Kinder, sondern auch für die Gartenkunst meiner Mutter), und die schroff und steil in einen weiteren Wiesengrund, der schon zum sogenannten Hammerbrook gehörte, abfiel. Auch dieser Wiesengrund stand uns offen. Wie glücklich und wie zuträglich solch freies Landleben am Rande der gepreßt, schwer atmenden Großstadt, die gleichwohl bereit ist, für gutes Geld alle ihre Gaben zu spenden!

Nette Spielgenossen aus bester Kinderstube fanden sich gleich bei den lieben Nachbarn. Die bösen Stakete übersprangen sich leicht von Garten zu Garten oder wurden zerstört. Die Wiese unterhalb der Terrasse aber war Bleichewiese, und die alte grobe Bleichersfrau, Frau Meyer, die ihren hübschen blonden Mann, der zwanzig Jahre jünger als sie war, tyrannisierte und dabei klotzig schimpfen konnte, war unsere Gönnerin und intime Freundin; denn sie selbst war kinderlos. Auf den anderen Wiesen aber, da, wo die von mir erwähnten Alleen sich hinziehen, gingen in jedem Sommer zwei Kühe im hohen Grase. Sie waren wie die Schwalben; denn wenn sie kamen, dann wußten wir: es ist Frühling, und wir Kinder wurden jeden Morgen hingeschickt, ein Glas in der Hand, sahen zu, wie die Milch zischend aus dem

¹ Das Haus wurde von späteren Besitzern seiner Vornehmheit beraubt und zur Mietskaserne umgebaut und erweitert, die auch den ganzen Hintergarten mit verschlang.

Euter fuhr und im roten Eimer wie wild aufschäumte, und tranken sie so warm aus der Kuh. Vollmilch war es sicher. Nach Sterilisierung fragte man noch nicht. Welch Wunder schienen mir diese Tiere! Vorn kommt Gras hinein und hinten Milch heraus, eine Sache der Andacht für ein Kinder-auge. Von diesem Trinkakt ging es dann erst zum Frühstück, zwei Treppen hoch, in der schönen Frühstücksstube.

Zwei Treppen? Das war noch nicht hoch, fünf Stockwerke hatte unser Haus. Die Stuben schienen mir unzählig; dazu die geräumigen Dielen und all die Treppenstufen! Man konnte sich geradezu verlaufen. Mehr als 40 Fenster hatte das Haus, das Souterrain nicht mitgezählt. Man denke, welche Mühe allein das Fensterputzen, das man in Hamburg „klären“ nennt! Doch das war nicht unsere Sorge.

Im Souterrain kein Raummangel, vielmehr der weite Raum für die Mangel; sodann die große Küche und die Speisekammer, wo es zu naschen gab, wenn die Schwester aufschloß und nicht acht gab: Rosinen, Korinthen und brauner Zucker! Im Parterre die beiden großen Säle, das geheimnisvolle „Kontor“, wo der Vater sein Geld zählte (es waren lauter silberne Taler), und die Prunkstube, die die Sammetstube hieß, wo die Schoner auf den Sammetmöbeln lagen. Diese Stube tat sich uns nur auf, wenn geehrte Gäste kamen. Ich ging da auf den Zehen, aus Respekt vor all den Schmucksachen.

Dasselbe Parterre hatte aber auch nach Süden eine Veranda, und unter dieser lag eine offene Kasematte, wo August, unser Laufbursche, die Decken klopfte, wo die Gartengeräte standen sowie das Holzhaus, mit dem man im Winter die Rhododendren zudeckte, wo aber auch unser Taubenstall eingefügt war, leider nur allzu verführerisch für die Katzen, die darin einbrachen wie die Löwen in den Kral der Sudanesen.

Aber nun munter weiter, zwei Treppen hinauf; da ist die behagliche Frühstücksstube, aber auch die Schlafräume; für uns drei Jungs, John, Alex und mich, ein Schlafsaal:

an der Längswand die drei Betten hintereinander, aber auch Raum genug für allerlei Allotria.

Auf dem Flur des dritten Stockes das Billard; um ihn herum Gaststuben, die Schrankstube mit den märchenhaft großen Mahagonischränken (wir nannten sie Schlösser); dazu die Badestube, wo wir, Vater und Söhne, im Sommer nach dem Aufstehen die kalte Wanne nahmen und wo über der Wanne Helgoland in Öl an die Wand gemalt war, zum Trost für den Fall, daß die Badereise nach Helgoland einmal ausfiel; endlich aber eben dort die Residenz meines Bruders Ernst, der für mich schon ein ganz großer Herr und wie ein Prinz war, klug, elegant und wahrhaft stattlich anzuschauen. Er trug schon einen Bart, und zwar neumodisch den Vollbart, während unser Papa sich altmodisch mit dem schmalen Kranz von Barthaaren begnügte, der unter dem glatten Kinn verschwand und rings um das sorglich ausrasierte Gesicht wie ein Rahmen herumlief. Selbiger Rahmen verlief sich oben in die Perücke, die er jeden Morgen neu mit Stangenpomade festklebte, die aber doch bisweilen frevelhaft zu hüpfen begann, wenn er sich kratzte, oder gar, wenn er grüßte, im Hut stecken blieb. Ihre Farbe veränderte sich nie: glattes graues Haar. Er war einst tief brünett gewesen, aber schon sehr früh ergraut.

Das Schönste aber im Haus war der oberste Stock. Da waren die Kramstuben und der Holz- und Torfboden, aber auch eine Leiter; wenn man die Leiter hinaufstieg und die schwere Dachluke aufstieß, stand man auf dem flachen Dach schwindelhoch wie auf dem Aussichtsturm, konnte sich um- und umschauen, in die Weite, in die Tiefe, sich so recht einsam fühlen und phantasieren, aber auch mit den Nachbarkindern sich treffen; denn es ging von Dach zu Dach.

Übrigens war es ein Gaudium, in den Bodenräumen sich zu verstecken zwischen Holz und Torf und alten Kisten, unerreikbaar für alle Befehle, zumal wenn der Zahnarzt Schulz kam. Jedes Halbjahr kam er, um alle Familienzähne zu prü-

fen, die junggewachsenen und die alten; aber man fand mich nicht, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Herr Schulz hatte milde braune Augen, aber eine Zange im Etui, und seine Finger rochen eigentümlich nach irgendeiner Tinktur. Er war eben Mediziner.

Damit ist, vielleicht allzu umständlich, der Rahmen gegeben, in dem meine ferne Kindheit sich mir darstellt. Großräumigkeit und ewige Bewegung. Denn eine ganze kleine Siedlung bevölkerte das Haus: Eltern und Geschwister und die Bedienung, fünf, dann vier, schließlich drei Dienstmädchen, und der Bursche; und es kamen oft so viel Gäste dazu.

Und nun ich selber.

Meine ersten Erinnerungen

Der Mensch, der, wie man sagt, das Licht der Welt erblickt, ist nichts als etwas Edelmetall und Schlacke, wie sie die Bergleute aus dem dunklen Schacht der Erde heben; so steigt er aus dem Abgrund des dunklen Unbekannten in das Leben. In seiner Vorexistenz fehlt ihm jede Wahrnehmung, an der die Erinnerung haftet, und er muß das Leben erst lernen. Aus lichtloser Höhle ins Vollicht geworfen, ist die Kinderseele zunächst geblendet, und die Wahrnehmungen der erwachten Sinne betäuben das noch allzu weiche Hirn, in dem kein Erinnern haftet; es gleicht noch dem Spiegel, der alles aufängt, aber kein Bild festhält. So weiß ich denn z. B. nichts davon, daß ich ein brutal gesundes Baby war, sehr früh laufen lernte und prompt meine ersten Zähne bekam.

Frage ich nach dem Ersten, was ich wirklich von mir selber weiß, so stehe ich, etwa drei Jahre alt, vor der Saaltüre; eine weiße Doppeltür war's mit blankem Griff. Es ist Weihnachten; drinnen im Saal wird zum Fest die Bescherung aufgebaut. Es riecht wunderschön nach Tannen. Die Haustür unten geht laut auf und zu. Allerlei Pakete kommen

die Treppe herauf. Ich stehe auf einem Ballen und spähe durchs Schlüsselloch. Da hör' ich Mamas Stimme sehr streng und ganz anders als sonst: „Weg da! Hast du was gesehen? So bringt der Weihnachtsmann dir heut nichts. Das merke dir.“ Damit war sie schon davon. Sie trug eine Schürze vorgebunden. Aber die Lehre war: Neugier ist eine Dummheit, und alle Dummheit ist ein Laster; Habgier aber ist noch schlimmer.

Es muß mich sehr erschüttert haben, da ich dies Momentbild noch heute vor mir sehe; und so habe ich mir weiterhin allmählich gegen alles, was ich noch nicht habe, ein gutes Maß von Gleichgültigkeit angewöhnt, die ich vielleicht jener Stunde verdanke. Unsere Neugier ist kindisch, und es reift alles zu seiner Zeit. Der Landmann weiß es. Es genügt, daß man sät; die Natur wird schon das Wachstum geben. Man nenne dies Phlegma; aber es ist beglückend; denn wer immer nur sät und sät, lebt wie im ewigen Frühling.

Wie viele Worte mache ich da! Für den Autobiographen wird nur zu leicht auch das Unbedeutendste, was er erlebt, bedeutsam, und auch was nichtig, nimmt er wichtig. Ich habe das oft bei anderen belächelt und bemerke nun, daß es mir selbst nicht anders geht, da ich mit meinen eigenen Reminiszenzen beginne. Nun mögen auch andere lächeln; denn ich fürchte, ich werde noch oft so sündigen.

Was ich soeben berichtet habe, spielt sich noch in dem engen Haus am Pulverteich ab, das wir in St. Georg in den ersten drei Jahren meines Lebens bewohnten. Meine zweite Erinnerung gehört dem neuen, größeren Hause; aber diese Erinnerung sind Tränen, und diese so früh erlebten Tränen waren wie ein Omen. Ich habe sie nie vergessen, obschon ich sie nicht selbst geweint. Es sollte in dem herrlichen Haus noch viel Herzschmerz und schwere Enttäuschung geben, die meinen Vater aus seinem genußfreudigen Optimismus wieder und wieder niederrissen und die Atmosphäre im Haus oft melancholisch grau und schwer bis zum Ersticken machten.

Es kam Schlag auf Schlag, gegen Weihnachten des Jahres 1857. Wir bewohnten das Haus erst 1¹/₂ Jahre. Zuerst der Massenbankerott an der Hamburger Börse, der dann auch in England viele Häuser umwarf und die Verhältnisse meines Vaters plötzlich zu ruinieren drohte. Der Staat Hamburg zahlte in dieser furchtbaren Krise an die Hamburger Kaufhäuser 20 Millionen Mark Banco in Vorschuß, um ihren Bestand zu retten (man denke, ähnliches geschähe auch heute!). Von all den Firmen, für die mein Vater arbeitete, standen nur noch zwei aufrecht. Wovon nun die Familie ernähren, den gewaltigen Hausstand bestreiten? Kapital fehlte. Der Makler verdient wie der Tischler und Schmied nur von heut auf morgen. Er lebt von der Courtage, die immer neues Geld ins Haus bringt. Aber mein Vater schrieb da noch, trotz aller Sorgen: „Groß ist meine Familie, aber größer noch Gottes Gnade, die sie mir gab.“

Da schlug auch in die Familie das Unglück. Die älteste Tochter Evelina starb weg, der älteste Sohn wurde verstoßen.

Otto war 20 Jahre alt, von jeher Vaters Liebling als ältester Stammhalter, dazu begabt und wohlgestaltet. In diesem Jahr ritt der Vater viel mit ihm aus, einmal am Sonntag sogar sechs Stunden lang, und entzog sich so mit ihm der Familie gegen die trauliche Hausgewohnheit, die am Sonntag alles zusammenhielt. Auf die Pfingsttour ging Otto diesmal allein, wer wußte, wohin? Daß er log und heimliche Dinge trieb, hatte meine Mutter längst herausgeföhlt, und sie grollte. Plötzlich war er verschwunden, auf meines Vaters Reitpferd einfach davon. Das Haus in Angst. Acht Tage hörte man nichts von ihm. Ganz unverlegen kam er dann wieder, als wäre nichts geschehen; aber er hatte schon Schulden gemacht und verlegte sich umsonst aufs Leugnen. Großer Kummer; aber der Entschluß wurde merkwürdig rasch gefaßt: aus dem Haus mit ihm, aus der Stadt mit ihm! Er sollte seine Geschwister nicht anstecken, auch das väterliche Geschäft nicht schädigen, in das er schon eingeföhrt war. Mein Vater setzte ihn so-

gleich auf ein Segelschiff, das bei Blankenese lag und nach Südamerika ging. Adonis hieß es, der Kapitän Breekwaldt. Nach Buenos Aires ging's, nach La Plata, wo unser Onkel Chr. Bove auf seiner Estanzia lebte. Da sollte Otto kämpfen und arbeiten lernen. Aber man ahnte damals schon: die Geschichte vom verlorenen Sohn sollte sich bei uns abspielen.

Gleich darauf erkrankten meine beiden Schwestern Evelina und Friederike schwer an Gelbsucht und Typhus, und Evelina, die holde, angebetete, starb, 15jährig, angeblich durch die Nachlässigkeit des Arztes. Der Arzt gab ihr am letzten Tag noch Blutegel und setzte sie an die Schläfe, damit die Schönheit ihres Angesichts nicht leide. Nichts ergreifender als die Wehklagen meines guten Vaters, die sich nicht erschöpfen und im Tagebuch viele Seiten füllen: „Das begabteste, lieblichste Geschöpf, das maidlich frisch und froh alle Herzen gewann. Gottes Wille unfaßbar. Warum nimmt Gott, was er gegeben? Kann er geben nur, um zu nehmen? Verdorrt ist ihr schöner Körper, aber wie eine Himmelsbraut lag sie unter Blumen und Kränzen.“ Es sind fast dichterische Töne, die ich da lese. Ich aber sah damals nur die Tränen und begriff sie nicht. Am Fenster stand ich einsam, auf einem Stuhl, die Stirn an die Scheiben gepreßt, und sah mit bleichem Staunen den langen düsteren Leichenzug über die Straße ziehn, nahezu allein gelassen im großen Hause, und fühlte nur die Öde in den grabesstillen Stuben, durch die wie ein Gespenst der Schatten namenloser Trauer ging.

Man sagt: wer ein Gespenst gesehen, wird nie mehr froh. Aber ich war zu dumm dazu, wußte ja nicht, was das Sterben ist, und behielt in mir von der Verstorbenen kaum die Spur eines Erinnerungsbildes. Nur weiß ich, daß sie einmal ein Haarnetz von blauer Chenille trug, Friederike ein rotes, als beide in eine Gesellschaft gingen. Aber durch Bildnisse und den Kult, den das Haus mit ihrem Gedächtnis trieb, ist sie mir zur Person geworden. Ein wunderschönes Gedicht, das ihr

Religionslehrer, Herr Löwe, auf sie dichtete, lernten wir auswendig, und ich habe es noch.

Aber nun folgt noch meine Missetat. Schwester Friederike lag immer noch krank, und die Krankheit war gleichfalls lebensgefährlich; sie durfte also vom Tod Evelinas nichts erfahren. Ich aber durfte einmal an ihr Bett und sagte: „Weißt du schon? Die Schneiderin ist da; in der andern Stube wird für dich ein schwarzes Kleid gemacht.“ Da erriet sie, was geschehen war, und ergoß sich in Tränen. Ein Wunder, daß sie trotzdem genas.

Ob man mir gehörig über den Kopf fuhr? Ich weiß es nicht. Aber ich hatte meine Lehre. Nicht nur Neugier, auch Schwatzhaftigkeit ist für die Dummen, und Dummheit ist ein Laster. Erst sehr viel später habe ich erfahren, daß die klugen Griechen des Altertums noch weiter gingen und jedes Laster, dem wir verfallen, Torheit, d. h. Mangel an Einsicht nannten.

Bei alledem blieb ich gedankenlos vergnügt — wie sollte ich anders? —, merkte auch nichts davon, daß Vaters Geschäfte bald wieder flott wurden. Der Train ging weiter. Die Benutzung von Equipagen wurde zwar etwas eingeschränkt; der Mietwagen stand bisher nach Kontrakt jeden Sonntag und außerdem dreimal in der Woche zur Ausfahrt vor der Tür; das wurde nun etwas seltener. Einerlei! Und ein neuer Lichtglanz fiel ins Haus. Nur 7 Monate vergingen, da wurde mein Schwesterlein Agnes geboren; auch sie die Anmut selber. Ein Aufjauchzen aus der Kümmeris. Ich erfuhr schon vorher, was bevorstünde, und sprang im großen Schlafzimmer der Eltern herum, wo Mama zu meinem Erstaunen auch am Tage im Bett lag, als wäre sie krank, und sang, was man mir vorgeschrieben hatte, immer wieder:

Ehrbeer Oder,
Gib mir'n lütten Broder,
Ehrbeer Ester,
Gib mir'n lütte Swester!

Ehrbeer ist der Storch. Wie praktisch, daß sein Schnabel so lang ist; darin kann er die Kinder tragen.

Kinderspiel und erste Schuljahre

Und nun das Kinderspiel. An feinen kleinen Gespielen fehlte es nicht, und auch sonst nichts: Blasrohr, Schnarren, Marmelspiel, die Tonpfeife mit der schillernden Poesie der Seifenblasen, Kränzemachen aus Hundebblumen, in Helm und Harnisch oder mit der Stocklaterne in der Sommernacht herumlaufen mit dem Singsang „Sonne, Mond und Sterne, ich geh mit meiner Laterne“. Das schönste der riesige Baukasten. Was ließ sich da nicht alles aufbauen? Phantasie! Selbstschaffen! Allein schon der Tunnelbau! In den Räumen, die mir riesig schienen, wurden drei große Tische hintereinander geschoben, einer niedriger als der andere; so erhielt der schmale Hohlbau des Tunnels Gefälle, und oben stieß man die Glaskugeln hinein und rannte, sie unten wieder aufzufangen. Wie schön, wenn sie rollten und rollten und schließlich alle wieder zum Vorschein kamen! Es war die Freude an der Unfehlbarkeit des Naturgesetzes.

Dazu das Herumströmen im Freien, um die weiten Wiesen, durch die Alleen bis zum „Strohhaus“. Straßengängen wurden wir nicht; denn alle Wege waren damals noch, als wären es Parkwege, fast ohne Handelsverkehr und mehr für Spaziergänger als für die ungesitteteren Leute gemacht, die man in der Sprache Ciceros Plebejer nennt. Da war es denn erst recht eine Wonne, wenn die derbe Fischfrau kam und „Frische Fische“ schrie oder der gute Honigmann in weißer Schürze, der die braunglänzenden Waben in der sauberen hölzernen Mulde trug, ein rotkarriertes Tuch darüber.

Schon aber kam das Lernen. Es wurde sacht eingeleitet. Fünfjährig kam ich in den Kindergarten nach Fröbelscher

Methode, die damals für die Pädagogen das Neueste war. Die Schule lag im Lüthgenschen Hause am Nagelsweg uns just gegenüber, und die Jugendfreundin meiner Mutter, Amalie Krüger (für mich ein unsterblicher Name), stand ihr als Fröbels Prophetin vor¹: ein schon ältliches Fräulein, gar nicht hübsch, eckig in den Bewegungen und etwas platt realistisch, aber energisch und klug und ewig munter, die auf das engste zu uns gehörte, immer half, eine knallrote Nase hatte und wundersam sächsisch sprach. Sie stammte aus Halle. An Festtagen trug sie am Hinterkopf rechts und links eine blaue Rosette. Später wirkte sie im gleichen Beruf in Berlin, und da hab ich auch in ihren kleinen Hausstand hineingesehen: sie stand gerade, als ich eintrat, am Waschtisch und wusch ihre Kragen und Strümpfe in der Waschschaale.

Zu ihr also lief ich als Bub die zwanzig Schritt zum Kindergarten hinüber, wo wir, Knäblein und Mägdelein, sommerlich im Freien unter Lauben Striche machen, Figuren zeichnen, Flechtwerk herstellen lernten aus Papierstreifen, bunt, blau, grün und silbern. Das gab manuelle Geschicklichkeit (denn ich war Linkser, brauche auch heute noch Zahnbürste und Schwamm mit der linken Hand), aber es weckte überdies den Formsinn und Schönheitssinn. Aber auch das Strichemachen hat seinen Wert; die gerade Linie, frei gezogen, ist der Sieg der Richtung über das Richtungslose, des Willens über die Willkür. Dazu endlich das Schreiben auf der schwarzen Schiefertafel mit der rechten Hand:

Das gab ein Kratzen und Wischen.
Wie schlimm, wenn dazwischen
Mit Weh und Ach
Der Griffel brach!
Der Eifer ist schuld

¹ Vgl. Maria Müller, „Über die Frauen im Dienst Fröbels“, in den Forschungen der Philosophie und der Pädagogik, herausgegeben von A. Schneider und W. Kahl, Bd. V, Heft 3.

Und die Ungeduld.
Doch wußte jeder kleine Wicht
Das ABC bald wie ein Gedicht.

Das war das Prinzip, das Lernen zum Spiel zu machen, und der Erfolg, daß man eben spielend lernte, und mit dem Können wuchs der Ehrgeiz gewaltig. Vielleicht aber war das Ganze zu feminin gedacht; ich lernte da auch Sticken auf Stramin, und ein roter Ofenansfasser von meiner Hand, auf dem ein schwarzer „Sottje“ mit der Leiter zu sehen war, hat hernach noch lange Zeit im Haus gedient. Dabei mußte ich in einem Kittel gehn, der unten in ein Röckchen auslief; er war goldgelb mit braunen Litzen, und die männliche Hose fehlte. Daß sie fehlte, sollte mir noch einmal schrecklich klar werden. Aber solche Kittel waren damals Mode, und welcher „Bubi“ kann gegen die Mode kämpfen?

Aber ich glaube, man hielt mich auch für hübsch, und ich wurde zur Zierpuppe oder doch, wenn Gesellschaft war, nach dem Diner zur Unterhaltung verwendet. Ich mußte tanzen, als Solist, und tanzte mit Wonne (mein Festtagskittel war schön blau mit schwarzseidenen Klunkern), faßte das Röckchen mit den Fingerspitzen hoch, und alle Mütter, Großmütter und Tanten klatschten in die Hände, wenn ich so herumsprang und mich drehte, bis mir der Atem ausging. Pepita war damals, wie ich glaube, eine berühmte Tänzerin, und man nannte mich Pepita. Ich verstand das natürlich gar nicht, hätte aber gern mein ganzes Leben durchgetanzt. Was hab ich nicht alles werden wollen und werden sollen! Tänzer, Kornmakler, Pastor, Botaniker, Opersänger, Poet, Klavierspieler! Meine verehrte Lehrerin Amalie dagegen sagte später, als sie einen Schulaufsatz von mir gelesen hatte: „Aus Theodor wird nichts; denn er kann sich nicht kurz fassen.“ Sie irrte sich; eine dürre Büchermilbe ist daraus geworden.

Gottlob entglitt ich bald ihren Frauenhänden; denn ich

wurde nun 6 Jahre, und das Herrliche geschah: ich kam in die Schleidensche Schule, so wie schon all meine Brüder vor mir. Ich trat also in deren Fußstapfen, sowie ich auch ihre Anzüge auftragen mußte. Wir Kinder aber haben es den Eltern nie genug gedankt, daß sie uns nur in die besten Schulen taten. Das gilt natürlich auch von meinen Schwestern. Es war sicher, daß man da nur mit Altersgenossen aus sogenannter guter Familie zusammenkam. Aber es wurde auch das beste geboten.

Die Schleidensche Privatschule lag ziemlich fern am Glockengießerwall, und mein Vater brachte mich selbst bis an die Haustür. Dann verließ er mich. Das Haus aus rotem Backstein mit gotischen Fensterformen steht noch heute unverändert; eine Lebensversicherung befindet sich jetzt darin und im Parterre ein Laden für Feinkost, wo man Käse und Apfelsinen kaufen kann. Wie anders damals! Da sah es sehr ernst und fast feierlich auf mich herab, und es verhiß uns eine andere Feinkost.

Da die Jahreszeit noch kühl, trug ich ein Mäntelchen. Die Haustür ging auf, und ich stand im Flur, der schon voll Buben war, darunter viele, die wie ich zum erstenmal den Schulweg machten. Ich nahm den Mantel ab, und ein Halloh und Hohngelächter brach los: „Ein Mädchen! Er hat keine Hose an, keine Hose an!“ Ich wurde glutrot vor Scham. Ich steckte in meinem verhexten Kittel! Einer der kummervollsten Tage meines Lebens. Schon für den folgenden Tag wurde die Hose beschafft, und ein erster Männeranzug mit Hemdkragen und Schlips riß mich aus meiner Verzweiflung.

Es war da ein Lehrpersonal von mindestens acht Herren. Aber Dr. Schleiden nahm mich am ersten Tag gleich selbst vor, im Ton väterlicher Güte, und gab mir aus dem Liederreimbuch das erste Stückchen bis morgen zu lernen auf, das anfang: „Adolf heiß ich, noch gar nicht viel weiß ich.“ Aber es ging mir schlimm damit. Ich sagte es folgenden Tags wörtlich her. Da bekam ich meinen ersten Tadel: „Falsch

gemacht! Heißt du Adolf? Mach es richtig!“ Und ich korrigierte bestürzt: „Theodor heiß ich.“ Auch dies gehört wieder zu den Nichtigkeiten, die ich vorbringe. Für mich aber war es mehr als das: ein Impuls zur Selbständigkeit des Denkens, zur Freiheit auch dem gegenüber, was in Büchern gedruckt steht, es sei, was immer es sei.

Und nun die Schreib- und Rechenstunden. Was wäre davon zu erzählen? Der wundervolle Mann, der mir jene Lehre gab, entzog sich weiterhin meinem Unterricht. Die andern Herren Lehrer waren zwar auch fabelhaft klug, aber nicht lauter Engel. Da sehe ich noch vor mir den Lehrer Eggers, eine Figur, steif gereckt und wie aus Holz geschnitzt, dessen Gesicht wir Kleinen, die wir niedrig saßen, immer nur von unten sahen, und so schien er uns die Nase sehr hoch zu tragen. Unversehens stößt er mich an und sagt: „Gib mir mal dort das Trinkglas.“ Auf einem Bort stand ein leeres Glas in einer Pfütze Wasser. Ich griff danach, wollte es heben, aber es klebte fest, und ich schien mir dumm und hilflos. Da grinste er mich nur höhnisch an, schob das Glas wortlos heran, bis es nachgab, und ich mußte mich setzen. Kein Wort der Erklärung des Phänomens, das er mir demonstrierte. Es kam mir sonderbar tückisch vor. Aber er hatte mir wenigstens klar gemacht, daß es Naturgesetze gab, für die mein Verstand noch nicht ausreichte. Ja, wäre ich schon so groß wie der Lehrer!

Ich verzieh es ihm bald. Schlimmer der spitznasige Dr. Krüger, der uns Botanik gab. Er hieß wirklich „Doktor“ und trug eine goldene Brille. Das gab ihm ein unheimliches Ansehen.

Botanik ist etwas köstliches; denn da braucht man nichts zu schreiben. Wie oft durften wir Jungens, zumal Sonntags, auf die Felder und Wiesen hinaus. Dazu hatten wir die Botanisiertrommel und den Ketscher. Den armen Schmetterlingen, die wir fingen, ging es allemal ans Leben, auch wenn wir sie nicht spießten; die Trommel aber wurde mit blühen-

den Kräutern vollgepfropft, und am Montag Morgen legte ich dann all das duftige Heu auf das Katheder. Auch andere Jungs machten es ebenso, und der Herr Lehrer versank gleichsam in seinem eignen Lehrstoff, den wir ihm brachten. Dann wurden die Pflanzen verteilt und nach Linné an den Butterblumen, Dotterblumen, Wiesenschaumkraut, Bienen-saug und anderen Stempel und Fruchtboden festgestellt, Staubfäden und Blütenblätter gezählt, die Traubenblüter von den Dolden, Lippenblütern und Schmetterlingsblütern unterschieden usw. Das gab natürlich viel Rumor und noch mehr Unrat, und der Besen der Dienstmagd bekam zu tun. Aber Dr. Krüger wußte sich Ruhe zu verschaffen; er sprach als derber Schwab kühl sein berühmtes „Maul halten, düme Säu, du sollst nicht schwaatzen“ zu jedem, der nur den Mund rührte, ging hinter uns die Bank entlang und versetzte uns unvermutet die nötige Ohrfeige mit der Rückseite der knochigen Hand; daran saß auch noch der Ehering. Das tat gräßlich weh; noch empfindlicher aber war, daß er seinen Sohn, der mit unter uns saß, planvoll verschonte. Aber ich habe auch das längst verschmerzt und tue wohl unrecht, daß ich den gelehrten Herrn jetzt noch verklatsche.

Auf all das Lernen folgte dann das Turnen. Das galt damals fast noch für staatsgefährlich. Turnlehrer Herr Kniese, eine brave Unteroffiziersnatur. Da lernten wir vor allem das wichtigste: marschieren, Schritt halten, gute Haltung beim Gehen. Wie vielen Jünglingen fehlt das heute, ob sie noch so viel Tennis und Fußball spielen! Und dazu ein fester Stand. Der Kniese hieb mir mit der Hand in die Kniekehle, und ich war stolz, wenn ich nicht einknickte.

Sport gab es noch nicht, und wir vermißten ihn nicht. Um den Radsport aber könnte ich die heutige Jugend noch nachträglich beneiden. Das Zweirad, das ohne Stützung nicht stehen kann, balanciert herrlich in der Bewegung. Wie spät kam diese geniale Erfindung! und Buben und Mädels lernten es rasch, sich hinaufzuschwingen, als wäre es das natürlichste

von der Welt. Wir hatten damals nur die Dräsine kümmerlichen Andenkens (richtiger Draisine zu schreiben), des Zweirads steife Vorläuferin, auch sie ein Selbstfahrer; eine kleine Karre auf drei oder vier Rädern, hübsch grün lackiert. Während auf dem Zweirad aber die munter stampfenden Füße alles tun, war man in der Dräsine sitzend auf die Armkraft angewiesen und mußte die beiden Stangen, die als Hebel das Räderwerk bewegten, mit Anstrengung hin und her treiben, daß man Blasen an den Händen bekam. Nach zwanzig Minuten sprang man ab. Besser war es, zu Fuß zu laufen.

Zu Hause. Der Tageslauf

Doch nun zurück, nach Haus. Da war die große Frühstücksstube die eigentliche Lebenskammer, das Herz: ein großes Herz und ein helles Herz, dreifenstrig mit Aussicht.

Da bekam ich am großen Mahagonitisch, um den sich alles, was fleißig, gruppierte, meinen Eckplatz angewiesen, wo ich, die Ellenbogen aufgestützt, meine Schularbeiten machte. Daß man in dem Raum sein Morgenbrot nahm, war sein geringstes Verdienst. Hatten wir drei Jungs Milch und Rundstücke oder die Grütze geschluckt und brachen zum Schulgang auf, da stand Schwester Fritz schon stramm an der offenen Stubentür wie ein Torwächter, den Suppenlöffel in der Rechten, die Flasche voll Lebertran in der Linken, und John, Alex und ich bekamen erst Durchlaß, wenn wir den Löffel gehörig ausgeleckt hatten. „Sagt danke,“ hieß es; aber das fehlte noch! Es war Lebertran ohne Zucker.

Erst wenn wir fort, widmete sich der Raum seinen höheren Zwecken. Was da, bis ich wiederkam, geschah, kann ich freilich nur erraten: Wäschesortieren, Sticken und Stricken, Nähen und Flickern. Was gibt es in einem großen Hausstand nicht alles zu tun! Nachmittags aber saß ich an dem erwähnten Eckplatz vor dem Lernbuch. Alles still so wie in

der Kirche, bevor die Orgel die erste dumpfe Stimme hebt. Wenn ich aber um mich schaute, sah ich, wie allen, die da, in sich versunken, lasen und nähten, die Nase lächerlich nach unten hing, wie bei den Pferden, wo man nicht weiß, wo die Nase aufhört. Ich mußte furchtbar lachen; alle Nasen hoben sich; strafende Blicke, und die Neckereien begannen.

In der Ecke hing freilich der „bunte Joseph“, das war Papas Reitgerte, elegant und bedrohlich zugleich aus weißen und roten Lederstreifen geflochten. Einmal hat mein Vater wirklich damit auf mich Jagd gemacht; es war noch in der Zeit des ersten Aufblühens meines argen Naturells. Aber er kriegte mich nicht. Eine Jagd um den Tisch; er mir nach; ich war zu flink, flitzte unter dem Tisch weg auf die andere Seite, und der Strafvollzug unterblieb. Seitdem war der bunte Joseph endgültig nur noch Dekoration und stummer Zeuge unserer Frevel. Es war, als spräche er melancholisch vor sich hin:

Einst war ich flott, einst war ich straff.
Potttausend alle Hagel.
Jetzt häng' ich trübgesinnt und schlaff
Untätig hier am Nagel.
Dem Gaul, auf dem der Hausherr ritt,
Dem spielt' ich ganz gehörig mit.
Wer störrisch, muß die Peitsche haben.
Sanfter verfuhr ich mit euch Knaben.
Ich hatte euch ja ehrlich lieb.
War's auch nur ein gelinder Hieb,
Nur hinterwärts ein milder Streich:
Er sauste doch und half sogleich.
Nun häng' ich hier an meiner Schnur
Und sehe das Verderben nur.

Welches Verderben? Vielleicht hätte der arme Gestrenge sagen sollen:

Wenn man nicht prompt die Rute schwingt,
So stirbt die Tugend unbedingt.

Da war die Nähfrau Jette, angeblich war sie Witwe, aber hübsch; die lachte vergnügt über meine dummen Witzchen, wenn ich ihr die Schere, das Garn versteckte oder gar sie an Ohr und Nase zupfte. Ich mochte sie so gern, daß ich ihr sogar einmal auf der Straße auflauerte, um als neun-jähriger Kavalier mit ihr zu lustwandeln. Aber da kam gleich die Verlegenheit; wir wußten nicht, was sprechen? Und ich glaubte, die Leute auf der Straße machten Augen. Auch hatte sie einen häßlichen, schlenkernden Gang. Die Sache verlief äußerst peinlich. Seitdem erlosch mein Interesse an ihr mit unerhörter Schnelligkeit.

Es ist dies mein erster noch ganz gedankenloser Versuch gewesen, wie ich ihn später noch öfter und im Ernst gemacht, mich mit Leuten aus anderen Bevölkerungsschichten gleichzustellen. Daß alle Menschen Brüder, sollte gelten, und in der Tat muß es etwas geben, worin auch ganz verschieden aufgewachsene Naturen sich menschlich finden, sich dauernd nützen können. Aber das kann nur ein reifer Mensch versuchen, und man muß scharf hinsehen, mit wem man zu tun hat.

Händefleiß war bisher alles. Da aber drang auch die Maschine ein. Der 14. Mai des Jahres 1865 brachte das Ereignis: die Nähmaschine kam ins Haus. Sie gehörte hinfort in jeden Hausstand, und Schwester Fritz, die Rührigste der Rührigen, stürzte sich auf sie und trat wie ein Orgelspieler mit den Füßen und schob ein Taschentuch nach dem andern unter der auf- und abstoßenden Nadel hin. Da geschah das Schreckliche. Die Nadel fuhr ihr durch den Finger, durch den Fingernagel, und sie saß fest. Ich stand dabei. Es kam bis zur Ohnmacht. Mich selbst befiel ein Zittern vor Grauen. Was nun? Der Arzt kam. Die Kunst und die Natur hat geholfen. Die Schmerzen konnte der Guten niemand ersparen.

Meine Mutter war die Güte selbst; aber wo es galt, Ordnung zu halten, Gehorsam zu erzwingen, genügten von ihr

drei starke Worte. Daher die Ordnung im großen Hause, eine klare Stimmung; nie Chaos, alles wohltuend geregelt. Auch kein Schwanken bei den Entscheidungen; sie wurden immer rasch getroffen. Wie schön konnte da jedes von uns Kindern seinen kleinen Interessen nachgehen! Auch in der Zeiteinteilung galt Pünktlichkeit. Wir strömerten gern, aber hatten uns danach zu richten.

Den Tag eröffnete August, der Hausknecht, mit Deckenklopfen und Stiefelputzen; das geschah diskret unten, wo der Taubenstall war, und der Lärm drang nicht nach oben. So verlor das Haus seine Würde nicht, auch hernach, wenn sein Inneres geschruppt wurde. Denn jedes der Dienstmädchen wußte, was zu tun war. Der brutale Staubsauger war noch nicht erfunden, und Flure und Treppen nahmen unter Kehrbesen und „Feuel“ ohne Aufruhr und fromm die tägliche Reinigung hin. Das Wasser klatschte lieblich auf, und die Dielen glänzten. Dramatisch wurde die Sache nur, wenn einer von uns unversehens die Treppe herabfuhr und mitten in einen Eimer sprang. Ab und zu hallte Mamas klangvolle, aber energische Stimme von unten herauf: „Therese! Line!“ oder „Kathriiiien!“ — „Jawoll, Madamm“, tönte es zurück.“ Therese flog nach unten. Es war etwas außerordentliches vorgefallen.

Der August war derb und puffig, auch grob; aber uns machte das nur Pläsier. Er brachte eben die nötige Disharmonie in das Konzert. Er war zugleich Laufbursche, diente aber nur bis 10 Uhr dem Hause selbst. Dann mußte er zur Stadt, in die Neue Gröningerstraße, um für das Geschäft Laufgänge zu tun; denn es gab noch kein Telephon, und der Läufer mußte aushelfend von Kontor zu Kontor Warenproben, auch Frage und Antwort tragen. Er lernte dabei ein gut Stück des Kornhandels, wurde allmählich alt im Dienst und imponierte uns sehr, bis der Hochmut ihn faßte. Er wurde abgetan und ein anderer kam. Das war ein Ereignis, Tragödie; wir Knaben bildeten den wehklagenden Chor.

Zur Mittagsstunde wurde es dann ganz still im Haus; denn alles, was männlich, war fort; eine abwartende Stimmung. Mama machte Toilette und war bereit, Visiten zu empfangen aus der Verwandtschaft, auch Freundinnen. Kam eine solche, dann wurden wir zwei Jüngsten, Neß und ich, vorgeführt. Ich mußte mir vorher die Hände waschen, durfte mich verbeugen, nur nicht zu tief, die rechte Hand geben (ich war ja Linkser) und nur sprechen, wenn ich gefragt wurde; war natürlich froh, wenn ich wieder draußen war.

Jeden Sommer einmal kam Miß Caulten (sprich Kåten), die Engländerin. Diese Figur ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Sie lebte schon lange in Hamburg, aber konnte kein Wort deutsch, und „o my dear“ ging es los, „how nice, how lovely indeed“. Wir mußten uns früh ans Englisch gewöhnen. Es war eine auffallend elegante Dame, graziös und leise im Ton, mit einem Ausdruck feiner Melancholie, aber fabelhaft konventionell. Die Bedienung brachte die Cakes und den Dekanter mit Madeira; meine Mutter füllte ein Spitzglas, und eine Pause entstand; die Miß aß und trank in Andacht, und ein freudiger Glanz kam in ihr müdes Auge. Es schien, sie war hungrig. Übrigens trug sie immer denselben Mantel mit wertvollem Pelzbesatz aus Biber, die weißen Handschuhe, den Kapotthut mit der Schleife unter dem Kinn. Auch das Rauschen des seidenen Rockes, auch ihr Parfüm und ihr müdes Lächeln, es war immer dasselbe. Sie war verarmt und lebte ganz einsam, aber blieb, die sie gewesen, eine welke Orchidee und Romanfigur, die ihr Schicksal verschwieg; ich aber war viel zu dumm, den Roman mir auszudenken, wußte damals auch von Orchideen noch nichts.

Meine Mutter aber zeigte da die ganze, wohltuende Güte, die sie hatte. Was bezwecken solche Visiten und was sind solche Gespräche wert, die sich immer nur wiederholen und nur das Alltäglichsste, was das Leben bringt, berühren? Was man da spricht, allerdings, das ist bald vergessen; aber der Stimmklang hallt nach, der die Worte trug; man war sich

nah und ein Gefühl von Wärme bleibt zurück im Herzen. Heute gibt es Altersheime und Sammelwohnungen für Vereinsamte. Wer völlig einsam ist, glaubt zu erfrieren.

Der Besuch ist verschwunden. Es wird 5 Uhr, der Tisch wird gedeckt, aus der „Presse“ Tischtuch und Servietten hervorgeholt. Die Teller klappern. Um $1\frac{1}{2}$ 6 erscheinen die Herren aus dem Geschäft, der Vater und Bruder Ernst. A tempo erscheint auch die Suppe. Es geht alles prompt.

Großer Tisch. Acht Gedecke. Mama präsidiert unten, der Papa oben. Der sieht selig den Tisch entlang, es ist für ihn die große Ausruhe. Wir recken schon die Hälse: da kommt erst das Tischgebet; das spricht John ganz schön mit seiner dunklen Stimme, aber zu langsam. Wird die Mutter nicht aufstehn? Sie steht schon und faßt die schwere Suppenkelle. Heute ist Werktag, und es gibt nichts Besonderes: Milchsuppe, Brotsuppe oder Biersuppe, Hausmannskost; Flieder-suppe im Winter. Wir werden nicht gefragt, ob es uns schmeckt. Ein „ich mag nicht“ gibt es nicht. Dann der Fleischgang, etwa gekochter Hammel, mit Weißkohl garniert (die Mutter schnitt vor, sie hatte das Heft), sonst eingeschnittenes Fleisch in saurer Sauce, als Wochenschluß Korinthenfleisch oder auch Pickalilli. Der Name Pickalilli klingt mir wie ein ferner Märchenklang aus jenen Kinderzeiten. Ein Schrecken war uns dagegen der gebratene Stint, aber nahrhaft: Fische, klein wie Bazillen, in den Fleeten gefangen, Hunderte zu einem Berg getürmt, mit dem Löffel wurden sie aufgelegt. Dazu etliche Schüsseln Gemüse, alles dampfend; verdeckt wurde alles aufgetragen. Gab es einmal Kapuzinererbsen, wurden sie direkt vor den Vater gestellt; so etwas aßen Adam und Eva im Paradiese. Interessant, wenn die Kartoffeln in drei Aufmachungen kamen, in Milch, in Petersilienbutter, aber auch gebraten. Kam die Wahl an mich, machte ich einen meiner dummen Witze und sagte: „ich bin im Dreifel“, statt im Zweifel, denn ich hatte zwischen drei Fällen zu wählen.

Sonst wurde von uns Jungen nicht viel gesprochen. Das ist klassischer Stil, denn die Helden Homers hielten es beim Essen ebenso. Ich hatte es wohl besonders gut, da ich neben meiner Mutter saß, und sie gab acht, daß mein Teller immer voll war. Klagte ich abwehrend: „zuviel!“ da sagte sie schelmisch: „viel fährt man auf dem Wagen“, kurzweg wie immer, Sie sah dabei reizend aus in der hübschen Spitzenhaube mit der dunkelblauen Sammetschleife; ein Spitzengehänge fiel ihr von hinten auf die beiden Schultern herab und bewegte sich allerliebste bei jeder Kopfneigung, und da hatte ich schon wieder etwas Gutes auf dem Teller. Rotwein gab es immer, und auch wir bekamen schon früh davon zu kosten.

Waren wir endlich satt? „Nein! hieß es, „nur der Bauer ist satt, der gebildete Mensch ist gesättigt.“ Papa aber rief dann jedesmal strahlend über den Tisch: „Lie-schen, so schön hat mir's noch nie geschmeckt!“ Die Mama nickte dann nur gnädig. Sie war diesen Zuruf gewöhnt. Hatte der Vater dagegen etwas gesagt, was ihr mißfiel, etwa einen kleinen Skandal in der Familie zu milde beurteilt, da flog ihm der Tadel mitleidlos an den Kopf, fein, aber deutlich. Dann zog der Gute verlegen den Mund breit und guckte schief weg nach rechts und links, als suchte er etwas an den Wänden oder als dächte er: man muß nicht in den Blitz schauen. Das Gewitter ging schnell vorüber.

Dann hieß es „klinge das Mädchen“ (welch energisches Deutsch!); Schwester Fritz sprang auf wie von einer Sprungfeder hochgeworfen, und tat, was befohlen. Der Kaffee wurde serviert, und man ging an die Abendarbeit oder versank in die „Hamburger Nachrichten“. Erfreulicher der Kladderadatsch.

Gingen wir drei Brüder zu Bett, da kam immer Line Tange, die kleine Zofe aus Wandsbek, die zeitlebens so klein blieb, immer noch zu uns herein, brachte Wasser, im Winter die am Ofen gewärmten Nachthemden, sah nach, ob wir auch die Lichter ausgeblasen, und es kam das Gutenachtsagen, das regelmäßig so verlief; sie sprach solo, wir dreistimmig:

wohlzuschlafen!
danke gleichfalls!
wohlzuschlafen!
danke gleichfalls!
danke! — danke!
bitte! — bitte!

Ob wir dann noch Unfug trieben und mit den Kissen warfen? Davon schweigt die Geschichte. Bruder John war zu unbeholfen und zu keinen Späßen geneigt. Aber ich war überhaupt nicht der Gespieler meiner Brüder. Meine Gespieler fand ich anderswo.

Auf alle Fälle bestand Verträglichkeit und ein nettes Gemeingefühl zwischen uns dreien. Alexander war ehrgeiziger als ich, aber dabei so gutmütig. Er hat mich nie, wenn ich ihn etwa zu überholen schien, beneidet. Einmal hatte er in seiner Fahrigkeit etwas verbrochen, und ich wußte davon. Die Mama forschte, wer es getan; gefragt, nannte ich meinen Bruder und stand auf dem Flur, als er drinnen seine Schelte bekam. Er wußte, das ich ihn angegeben hatte, kam aus der Türe heraus und sah mich. Ich dachte, nun wird er mich verprügeln. Aber nein! Er legte gutmütig den Arm um mich und verlor kein Wort darüber. Ich fragte mich: hätte ich mich ebenso verhalten?

Ja, dieser Bruder, er hatte sein Auge überall; war etwas zu machen, war er der Anstifter, und gottlob erwarb er sich einmal die Ehrenkrone des mütterlichen Lobes.

Wir Jungs hatten längst Verdacht auf Therese, daß sie stahl. Therese war unter der Hausbedienung die angesehenste Person. Aber Alexander hatte allerlei beobachtet. Es war an einem Sonntag Nachmittag; die Eltern und Geschwister waren zu Wagen davon, in Gesellschaft, und wir Jungs hüteten das Haus. Alexander sagte: „Paßt auf! Es passiert etwas. Die Therese wird sich die Schlüssel holen.“ Es war Winter. Wir löschten in der so oft erwähnten Frühstücksstube das Licht und verbargen uns überdies unter dem Sofa

und dem großen Tisch. Da kamen Schritte. Es war so. Wir hielten den Atem an in fabelhafter Spannung. Sie war es wirklich, schritt durch den halbdunklen Raum, öffnete die Tür zum Schlafzimmer der Eltern, wo die Wirtschaftsschlüssel hingen. Ein Klappern! Sie hatte die Schlüssel genommen. Oben auf dem Hausboden war der Schrank, darin der Kaffee und anderes Verlockende aufbewahrt wurde. Eine Zeit verging, es dauerte unheimlich lange. Wir wagten nur zu flüstern. Aber sie war offenbar hinauf gegangen. Das Herz klopfte uns. Da kam sie wieder, schritt wieder guter Dinge an uns vorüber, hing die Schlüssel an ihre Stelle und entfernte sich nach vollbrachter Tat, indem sie noch einmal an uns vorüber mußte. Wir hatten die Stille herrlich gewahrt; jetzt brüllten wir los: „Therese!“ Ein Höllenlärm. Sie schrie auf und war ertappt. Sonst eine so feine Person, die das größte Vertrauen genoß und mit nach Helgoland genommen wurde, um dort unsere Mutter zu bedienen: jetzt flog sie. Es war Alexanders Werk, ein Triumph für uns Bengel. Wir waren denn doch nicht zu verachten, wenn die Eltern sich amüsieren gingen.

Der Hausgeist

Kann ich meinem Schicksal genug danken, daß es mir diese Eltern und Geschwister gab und solchen Heimatboden? Zwar noch von allem politischen Leben weit abgerückt wuchs ich auf, aber doch als Hamburger Junge, in einer Stadt so mächtigen Weltgetriebes. Überall wohin ich sah, großes Ausmaß, starker Pulsschlag, Rastlosigkeit, und nun auch zu Haus dasselbe rastlose Arbeiten, dieselbe Betriebsamkeit, gleichsam eine Angst vor dem Zeitverlust, ein Bienenfleiß, der schließlich auch auf mich übersprang.

Es war ein starkes Innenleben, das wir führten. Fehlte es an Arbeit, wir schufen sie uns; darin waren Mutter und

Schwester das große Vorbild. Auch meine Mutter legte stets mit Hand an in schlichter Morgenkleidung. Wie sie da stand mit aufgestülpten Ärmeln beim Recken der Wäsche, die in großen Körben von der Mangel kam, voll Kraft und Ausdauer! All die Bettücher und Tafeltücher! Rechts zog und riß sie, links ihre Tochter. Ich staunte, daß die Wäsche nicht in Fetzen ging. Und dazu nun die großen Reinmacherfeste. Ein Prahlen mit Gründlichkeit. Aber das Unbehagen faßt mich, wenn ich hieran denke, und ich verstumme.

So nun auch John und Alex. Ich habe Alexander eigentlich nie spielen sehen. Er war eine quecksilberne Natur und von uns der lebhafteste, unstet, ein Mensch von tausend Einfällen, die er sofort verwirklichte. War es Arbeit oder Scheinarbeit? Einerlei. Er war beschäftigt.

Bruder John lernte langsam, es war stets eine Not mit ihm. Aber um so mehr knechtete ihn die Schularbeit. Dabei zeigte er sich brav in der Bekämpfung seines körperlichen Gebrechens, und durch Beharrung gelang es ihm manchmal auch sonst Erstaunliches zu erreichen. Wer ihn so still, mit leeren Augen und gleichsam eingedrückt sitzen sah, mochte ihn für schwachen Verstandes halten und war baff, wenn er an zu deklamieren fing. Es war aus Platens Parabasen, ungefähr das Schwerste vom Schweren:

Wißt ihr etwa, liebe Christen, was man Parabase heißt
Und was hier der Dichter seiner Akte jedem angeschweißt?

Fragte man, was heißt „angeschweißt“ und „seiner Akte jedem“, so blickte er zornig und fuhr mechanisch fort:

Sollt' es keiner wissen, jetzo kann es lernen jeder Tor:
Dies ist eine Parabase, was ich eben trage vor.
Scheint sie euch geschwätzig, laßt sie; denn es ist ein alter
Brauch:
Gernè plaudern ja die Basen und die Parabasen auch.

Das ging wie geschmiert. Sein hübsches Gesicht war ganz

belebt. Rief man „Donnerwetter!“ vor Staunen, dann begann er eifrig die furchtbaren Anapäste aus demselben Dichter:

Wenn streng der Poet voll feurigen Spotts der empor sich
schraubenden Ohnmacht
Schwerfälligen Wahn, der, platt wie er ist —

„John, was heißt das?“ rief man. Er fuhr unbeirrt fort:

der platt wie er ist, den begeisterten Schwärmer sogar noch
Will spielen, wie einst in die Seiten Apolls des Silen
Maulesel hineingriff —

„Steht das wirklich da? des Silen Maulesel?“ Er war wütend, daß man ihn unterbrach:

Wenn streng der Poet ihn strafte, verdient er den Dank
und die Liebe der Mitwelt.

Da die Feinde zumal und die Hefe des Volks —

Die Worte rollten noch immer weiter. Ob er wirklich verstand, was er vortrug? Aber es saß ihm eisern fest im Hirn. Ich habe ihn oft bewundert.

Bruder Ernst dagegen war fast schon wie ein auswärtiges Glied unseres Kreises, saß aber trotzdem bei Tisch treu an seinem gewohnten Platze, außer am Wochenende, wo er auf Jagd ging: ein glänzender Schütze, darum der Liebling seines Großvaters Haak, des großen Jägers, wie er denn auch der Liebling unserer Mutter war. Er verdiente schon gut für seine eigene Tasche, war eine beliebte junge Figur an der Börse, und man mochte oft denken, warum er noch nicht unter seinem eigenen Dache saß? Auch war er schon in England gewesen, hatte in Hull und Grimsby das Nötige hinzugelernt, sprach übrigens mit Grimm von diesem Grimsby, dem Nest. In solchen öden Handelsstädten, ohne öffentliche Lesehallen, Bibliotheken und Theater, kreperte man vor Langeweile. So hatte er ein Recht, überlegen, weltklug und kritisch auf uns Jungen herunterzusehen. Dazu war er auch größer als wir

alle, schmalköpfig, hochgewachsen und blond und ein rechtes Modellbild nordischer Rasse.

Das Schicksal aber wollte, daß er im Elternhause zeitlebens geblieben ist; er hat nie geheiratet und ist als einer, den das Leben schwer enttäuschte, 76jährig, nahezu vereinsamt, am selben Tisch, dem alten Familientisch, vom Schlag ereilt worden, an dem er mit uns speiste, da wir noch ahnungslos fröhliche Kinder waren.

Welche Gnade, daß unserem Auge ein Gott die Zukunft so fest verschloß und wir umsonst am Vorhang zerren, hinter dem unerkannt das Schicksal lauert, das wir uns allermeist selber bereitet haben.

Er war wortkarg. So hatte auch meine Mutter etwas Gehaltenes in der Freude wie in der Trauer. Sie konnte sich zu Tränen lachen; das genügte; wozu viel Worte? und verbiß den Gram in abgrundtiefem Schweigen, das ergreifend wirkte. Und ähnlich stand es eigentlich mit uns allen. Es war Stil, nur das Nötige zu sagen. Alle Tiraden fehlten und das Geschwätz, das nicht abreißt, aber auch alle Gefühlsergüsse. Zärtliche Worte und einen Kuß gab es höchstens einmal an den Geburtstagen, wo für uns auch die große Fahne an der Fahnenstange gehißt wurde. Gelobt wurde nur hinterwärts, getadelt offen; gestritten oft genug, wo es auf ein Urteil ankam; aber auch das Evangelium ist kurz im Richten. Unser Haus war keine Schule der Beredsamkeit. „Mein Junge,“ genügte als Zärtlichkeit, „sieh nur mal“ beim Staunen, „famos“ bei der Freude, „nun nur fix“ als Ermahnung und ein „was soll das?“ als Zurechtweisung. Ein Schupps, ein Puff, ein Händeklatschen, ein Streicheln übers Haar: was will man mehr? Man glaube nicht, daß wir uns dabei langweilten. Im Gegenteil.

Und ich? War ich auch fleißig? Hier habe ich das schlimmste zu berichten. Siebenjährig habe ich einmal die Schule geschwänzt. Die Versuchung war zu groß gewesen. Bei unseren Nachbarn Crasemanns heiratete eine der Töchter, Anna.

Dem Brautpaar hatten unsere Eltern zuvor ein Diner gegeben. Jetzt kam der Hochzeitstag. Die zwei Söhne des Hauses waren meine Gespielen, und ich holte sie am Morgen des Tages, wie immer, zum Schulweg ab; sie aber sagten höhnisch: „Wir haben heut frei.“ In mir schwoll der Neid. Ich sollte allein zur Schule gehen? Unmöglich. Ohne Besinnen schlich ich zu den Freunden ins Haus und versteckte mich im Keller- geschoß, der Kasematte, wo die Wasserpumpe war; denn dies Haus hatte einen eigenen Brunnen mit gutem Trink- wasser, eine Seltenheit in Hamburg. Da hockte ich nun solo und konnte mir Wasser pumpen. Ab und zu kamen die beiden, Max oder Andreas, herunter mit verlegenem Gesicht und brachten mir Kuchen. Was weiter? Ich lauschte und hörte das Rumoren in der nahen Küche, Lachen und Rufen im Oberstock. Ich war wie in den Brunnen gefallen, so trost- los; starrte in den Garten, wo großartig ein Schiffsmast er- richtet war, an dem festlich hundert bunte Wimpel hingen. Wie schön!

Aber sollte das den ganzen Tag so dauern? Schließlich wagte ich mich aus dem Versteck heraus und trippelte ein- mal durch den Garten. Da war es schon um mich geschehen. Meine Schwester Fritz erspähte mich wie ein Luchs vom Fenster unsres Hauses aus; ich wurde sofort geholt und mußte meine un- erhörte Sünde beichten. Faul und vergnügungssüchtig! Gibt es etwas Erbärmlicheres? Ich schämte mich gräßlich. Das Schlimmste aber kam erst am nächsten Morgen. Da mußte ich wieder zur Schule und bat den Vater, mir einen Ent- schuldigungszettel zu schreiben. Der Vater ratlos. „Was schreiben?“ Ich stammelte etwas von Unwohlsein. Das schrieb der Vater; ich hatte ihn zur Unwahrheit verführt, und nicht nur das. Der Klassenlehrer sah mich scharf an, als ich ihm nun den Zettel gab, und fragte mich: „Also du warst unwohl?“ und ich höre es noch, ich hauchte „ja“. Mein Vater hat dies betrübende Ereignis in seinem Tagebuch wohlweislich totgeschwiegen; ich aber lege hier reuig das

Sündenbekenntnis ab, um nach 70 Jahren meine Seele endlich zu entlasten.

Häusliche Erziehung

Das Händefalten und Vaterunersprechen lernte ich früh; Andächtigkeit. Es war ein Sprechen zu dem, was ich nicht begriff, der erste Versuch, an Unsichtbares zu glauben. Es sind zunächst nur Worte, die man artig nachspricht. Unser Haus war gut lutherisch fromm wie alle Birts, der Kirchgang selbstverständlich. Oft wurde auch im Haus zur Sonntagsheiligung eine Predigt aus den „Stunden der Andacht“ vorgelesen. Dabei lernte ich geduldig sein und stille sitzen, obgleich es in mir zuckte, wenn das Amen immer noch nicht kam. Was heißt Amen? Ich glaubte, es hieße: du darfst aufstehen und in den Garten laufen. Für das Kind fallen all die Worte christlicher Dogmatik platt zu Boden. Aber der Eindruck haftet, wenn es die frommen Mienen der Erwachsenen sieht, und es ist wie ein Geheimnis, das aus dem alten zerlesenen Buche aufsteigt, das man die Bibel nennt.

Aber der Hausgeist tat noch viel mehr für mich. Auch die Sinne wurden geweckt, das Auge gewöhnt an das Geschmackvolle und Schöne. Es herrschte eben Ordnung, Sauberkeit und Anstand; schon das wirkt ästhetisch. Aber das war das wenigste. Eine Fülle von Gebrauchsgegenständen im Haus waren von erlesener Schönheit, und ich sah sie täglich. Ich sah, wie die Gäste, die kamen, ihre Augen warfen, und gab acht.

Von mütterlicher Seite war all das Prachtige ins Haus gekommen: edles Material und edle Form; vornehmer Geschmack. Wie oft schlich ich still herum und besah die Bilder, betastete die Möbel, stellte mich vor den sogenannten Silberschrank, den großen Glasschrank, durchsichtig wie eine Volière, wo so vieles zur Schau stand. War ein Fest, trat

alles in Dienst: die wundervollen Tassen, Teller, Schüsseln, das Kristall, die Lampen; zumeist englische Sachen, besonders kostbar das sogen. Pfauenservice mit vielen Schüsseln und Tellern, die, reich vergoldet, im Felde märchenhaft bunte Vögel in feinsten Handmalerei zeigen und die heute noch dienen; unzerstörbar das Gold, unzerstörbar die Farben seit nun hundert Jahren. So nun auch die Schränke, der Sideboard, der das Büffett vertritt, höchst stattlich für große Räume gedacht; die Flächen des Mahagoni so blank, daß sie spiegeln; die Ornamentik frei klassizistisch mit kräftig gezogenen Bogenlinien und Voluten. So auch die geschwungenen Stuhllehnen; an der Stubenwand aufgereiht, wirkten sie rhythmisch wie Wandverzierung.

Kostbarer noch das Mobiliar aus Jakaranda, das in der Sammetstube stand; diese mexikanische Holzart ist schwer wie Eisen, in der Politur schwarz wie Sammet. Was der Schreiner daraus machte, war Bildhauerarbeit, der Stil Barock. Schlanke Ecksäulen sind aus dem harten Holz herausgeholt, die die Flächen umrahmen; an anderen Stellen sieht man zierlich gewundene Säulchen, die als Stützen dienen, mit graziös aufgesetzten Phantasiekapitälern von feinsten Schnitzarbeit. Diese Sachen schmücken noch heute meine Stuben, spiegelblank, als kämen sie frisch aus der Werkstatt. Ahnungslos sog ich das Schöne ein; aber es drang mir ins Blut, eine Geschmacksbildung wider Willen. Wer an das Feine gewöhnt ist, kann in dem, was unfein, nie heimisch werden, und aller Kitsch war in Zukunft vor mir sicher.

Alles das war nur stummer Hausrat; sprechender die Bilder an den Wänden. Große Kupferstiche hingen im Saal, und da sah ich englische junge Frauen mit glattem Scheitel, dem lieblichsten Oval und großen, seelenvollen Augensternen, die man lieben mußte, oder Tierstücke voller Leben, auch sie graphische Meisterwerke: das verwöhnte Schoßhündchen mit dem Seidenfell, das auf schwellendem Kissen liegt, oder ein edler Neufundländer, der seinen Herrn verloren und

aus dessen großen Hundeaugen so rührend der Kummer spricht und das tiefste Weh. Je vertrauter mir diese Stiche wurden, desto mehr lernte ich von ihrem Inhalt abzusehen und auf die Mache, die Zeichnung selbst zu achten und wie aus der Strichführung die Wirkung kommt. Das Verlangen entstand, nun auch selbst zeichnen zu lernen.

Dann kamen Erlebnisse, die meine Phantasie noch ganz anders bewegten. Acht Jahre alt war ich, als meine Eltern aus Paris zurückkamen. Mein Vater hatte in Dünkirchen überseeisches Getreide in Empfang genommen, um es zu taxieren, hatte von dort mit meiner Mutter einen Abstecher nach Paris gemacht, wo sie Napoleon und die Kaiserin sahen, und brachten allerhand überraschende Sachen mit, mir z. B. ein großes Bilderbuch, rot gebunden mit Goldschnitt, das ich mit Gier besah: lauter Soldaten aller Waffengattungen, prachtvoll bunt gemalt; es waren wirkliche furchtbare Franzosen mit Schnauzbärten, Helmen und Federbüschen, auch wilde Zuaven und Spahis; rechte Theaterfiguren. Ich wußte (denn die ganze Schule sprach davon): im Vorjahr hatten die Franzosen Österreich besiegt. Magenta und Solferino, die Namen saßen fest, und der Franzosenterror kam über mich. Wie würde es sein, wenn diese Soldaten zu uns ins Haus kämen? Denn besiegen würden sie Deutschland gewiß.

Aber auch zwei große Kupferstiche brachten die Eltern mit, die nun die Wände verherrlichten. Sie schienen mir das Schönste des Schönen, der eine biblisch-fromm, der andere griechisch-heidnisch: „Jésus-Christ prêchant sa doctrine“ und „le rêve de bonheur“, figurenreiche Kompositionen, effektiv im Geschmack des Empire, der unter Napoleon III. in Frankreich wieder auflebte. Der Künstler Tubuse war Hofmaler der Kaiserin Eugenie. Wohl wenige kennen ihn in Deutschland.

Da sah ich also die Bergpredigt, Bibelillustration größten Stils: Jesus selbst, halb Gott, halb Zauberer, bärtig, das lange glatte Haar in der Mitte gescheitelt. Er schaute magisch mit

stillen dunkelen Augen über die Menge, die ihn umgibt, hinweg zu mir, der ich ihn neugierig betrachtete. Mein Auge aber umklammerte vielmehr bewundernd die wunderschönen Frauen, die in Andacht seiner Predigt lauschen, und die Männer, mit dem Blick und Ausdruck der Ergriffenheit. Die Worte Jesu, die man nicht hörte, las man so auf den Angesichtern seiner Umgebung, und die Einheit des Vielen ist da; die Verkündung selbst beherrscht das Bild, die da redet von Gottesliebe und Menschenliebe.

Wie irdisch sinnenfroh dagegen das andere Stück! Und es gab mir noch viel mehr: den Menschen, der sein alltägliches Erdenglück sucht und findet, aber in traumhafter Idealisierung. Dazu hilft die Schönheit der Formen, die phantastische Gewandung, die griechische Nacktheit; auch diese durfte ich nun täglich sehen. Wie reich sind die Quellen des Glücks! Hier spielende Kinder, dort im Laubschatten das flüsternde Liebespaar; hier die eitele Schöne, die ins Haar sich Rosen flicht, dort die Harfnerin, die verträumt den eignen Tönen lauscht. Dazwischen Zecher mit hochgeschwungener Schale, der Philosoph, der nach Erkenntnis sucht, der Priester im weißen Bart, der über die Guten segnend die Hände hebt. Weithin umrahmen schattende Bäume das Ganze, und merkwürdig geschickt ist alles gruppiert. Menschen und Menschengruppen, die sich gegenseitig ignorieren, zusammen zu tun scheint freilich frostig und sonderbar; aber diese Glücklichen vereinigt eben das Traumland, das Gefilde, in das kein Haß und keine Sorge dringt. Auch Tizian hat bekanntlich Ähnliches gewagt.

Man begreift, wie ich damals dies selige Vielerlei mit Seligkeit verzehrte, oder es verzehrte mich, daß ich liebte mit den Liebenden, zechte mit den Zechern und vermeinte, an jede Figur ließe sich irgendeine Geschichte hängen. Es kam dahin, daß ich darüber einen meiner Schulaufsätze schrieb. Proben echter Antike hatte ich junges Geschöpf damals noch nie gesehen. Dies Bild war es, das eine rege Vorstellung vom

Griechentum zuerst in mir weckte. Die Vorstellung wurde hernach zur Liebe, und eine Art Griechentum, wenn ich so sagen darf, erwachte schließlich auch in mir selber.

Und nun Schiller, unser deutscher Dichter. Siebenjährig war ich, als im Jahre 1859 Deutschland und so auch Hamburg die große Schillerfeier beging. Da wurde in Hamburg Schillers Standbild an der Alster aufgestellt. Es steht da noch; die Wirkung aber ist ziemlich kümmerlich. Hamburg hat damals leider selten in der Beschaffung von Kunstdingen zu monumentalem Zweck Geschick oder Glück gehabt. Die Statue wurde gewählt, weil ein Hamburger — Lippelt — sie gemacht hatte. Mein Vater aber kaufte das Modell, das bei der betreffenden Konkurrenz den zweiten Preis erhalten hatte, aber sicher den ersten verdiente, an: eine Statuette von starkem Linienzug und von Leben durchflutet; und da stand der Dichter, von dem alle sprachen, nun vor mir, hingerissen und hinreißend, den Kopf erhoben, Gedanken konzipierend, als glühte in ihm der Götterfunke und von seinen Lippen käme das Wort: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren.“ Mir war, als wäre das Bild für mich allein dahin gestellt. Ich besitze es noch. Schiller sollte mein Lebensführer, Wecker und Mahner werden für lange Zeiten. Frei wollte ich sein und der Sprache mächtig wie er.

Jeder Gebildete ist mehr oder weniger Ästhet, und auch im Kornmaklerhause fehlte, wie man sieht, die Anregung nicht zur ästhetischen Erziehung. So rede ich denn noch einmal, obschon es indiskret scheinen wird, von meiner Mutter. Denn auch sie wirkte im gleichen Sinne. Sie schien mir schön und war von edlem Wuchs. Nicht ganz ebenso meine Schwester Fritz; auch diese war gewiß keine unedle Erscheinung, blieb aber in Form und Bewegung etwas hart und eckig. Dagegen meine Mutter, die geschmückte Frau im Leben: ist sie nicht mehr als alle Madonnen und Engel, die man in Öl gemalt?

Ich lese in alten Briefen, daß ich als Kind zärtlich ge-

wesen sein soll zu meiner Mutter, und das ist mir lieb zu hören. So durfte ich als Knabe auch dabeistehen, wenn sie in festlichem Anlaß Toilette machte. Ich sehe es noch, wie sie, etwa vierzigjährig, aufrecht vor ihrem Spiegel stand, noch unfertig in weißer Unterkleidung, deren Röcke den Reifrock verdeckten und stoffreich mit breiten Weißstickerien den Boden streiften. Die Arme noch ärmellos und frei; sie waren voll und schön und blendend weiß und hoben und senkten sich, indes die Frisur entstand. Es waren zwei Flechten, die sie geduldig flocht und vom Scheitel rechts und links über dem Ohr in leichtem Bogen nach hinten legte. Das Haar fein wie Seide und mahagonifarben. Kämmen aus Schildpat griffen ein, auch der Stilkamm; ich lernte dabei, wozu die Brillantine dient. Die befand sich in einem Alabasterkrüglein. Außer ihr gab es weder Parfüm noch Schminke.

Dann nahm die Bedienung die beste Haube vom Haubestock; goldene Nadeln halfen, und das Spitzengebäude saß, als wäre es für dies Haupt geschaffen. Er ließ das Kinn frei und war nicht nur Krönung, sondern versteckte auch, was etwa zu verstecken war. Dann durfte ich selbst das Kleid aus schwerer schwarzer Seide bringen, dessen weiter Schlepprock mit drei breiten Fallen besetzt war, und dreimal wiederholte sich auf ihnen die eingewebte Bordüre, prachtvoll in smaragdgrün breit hingezogen. Auch an der Taille, die sich mühsam schloß, spielte dieselbe Farbe, auch an den Ärmeln, die wie Glocken fielen und den Unterarm freiließen. Endlich öffnete sich das Schubfach, aus dem ein Duft aufstieg wie von Lavendel, und es wurde der Goldschmuck, Handschuhe und Taschentuch genommen. Die Armbänder schlossen sich und klirrten fröhlich um die Gelenke. Nur der weiße Atlasschal fehlte noch, der immer in denselben Falten lag. Den nahm die Bedienung; er wurde erst später umgelegt.

Man läuft in die Ateliers der Künstler, um zuzusehen, wie Kunstwerke entstehen. Auch die Frau im Festgewand ist ein Kunstwerk; die Toilettenstube ist das Atelier der Frauen,

und mein Kinderauge sah da also, wie der Geschmack die Hand führt und aus Stoff, aus Linie und Farbe das Wunder der schönen menschlichen Erscheinung zustande kommt. In der Tat habe ich noch lange meine Mutter für die schönste der Frauen gehalten.

Das war damals. Wie hat sich inzwischen in der Frauenkleidung das Schönheitsideal verändert! Die naturgegebene Linie herrscht, und das Frauenkleid ist schließlich nur noch dazu da, sie zu markieren und die natürliche Körperform freizugeben. In der Venus der Griechen steht das Ultra vor uns; denn „es meinte der Heide, daß nichts so kleide, als wenn man sich von dem Kleide scheidet“. Aber diese Venus war die Göttin der Hetären, und das sogenannte Heidentum oder die Antike war vorsichtiger als wir; durch Vollgewandung sorgte die Domina oder Dame dafür, daß man sie mit dem Personal der freien Liebe nicht verwechselte.

Sind es hiermit der Eindrücke genug? Nein, nein! Dasselbe siebente Lebensjahr brachte mir noch eins, ein Gottesgeschenk über alles. Das Klavier öffnete sich mir. Auf dem Pleyelschen Instrument lernte ich Töne sondern, Töne tasten. Musik! Erst damit erschloß sich mir ein Reich, darin ich wirklich so etwas wie Könner wurde. Meine Seele sollte ihre Heimat finden. Es war mir bestimmt, in Musik zu leben, um glücklich zu sein. Davon ist es schwer in Worten zu reden. Ich werde es später versuchen.

Meine Gespielen und Knabenstreiche

Die Nachmittage waren für das Spielen frei, und das war herrlich. Soll ich auch davon erzählen? Jeder weiß schon, worum es sich handelt. Die freie Bewegung, das ohne Aufsicht sein, mit drei Sprüngen hinaus aus den vier Wänden, was ist köstlicher? Absolute Willkür. Jeder Einfall wird probiert, und der nächste Tag bringt schon einen andern.

Das Tollen mit den Hunden genügt nicht; mit wem also? Andere spielen vielleicht mit Vettern und Kusinen; aber die unseren wohnten allzu fern; wir nannten einander du und kannten uns kaum. Aber auch meine Brüder John und Alex taugten für mich nicht, und schon ein paar Jahre Lebensalter wirken da trennend.

Die beiden standen treu zusammen: Alexander Johns Helfer und Schützer. Der Anblick war typisch, und sah ich andere zwei so kameradschaftlich verbunden, so machte ich den Reim:

Sie standen beieinander
Wie John und Alexander.

Als die älteren hatten sie ihre eigenen Freunde, mit denen sie gingen. Da waren z. B. die jungen Dotzauer, die in unserer Straße wohnten, famose Kerle. Aber sie ignorierten mich. Erst recht taten das die Freundinnen meiner Schwester Friederike, deren Namen für mich fast verklungen sind, nur nicht der eine: Clara Zimmer, auch sie für mich wie ein höheres Wesen (ich sehe sie noch), etwa siebzehnjährig, vornehm und zum Schwärmen schön. Eine Wonne, wenn einmal ihr Auge auf mich fiel. Sie heiratete früh, während meine Schwester ledig blieb.

Aber ich war nicht verlassen; denn in unseren Nachbarhäusern steckten allerlei Kinder, zu denen ich mich hielt, auserlesen nette Gefährten, wie ich jeder Torheit ergeben, die nach Verständigkeit strebt, und es herrschte dauernde Verträglichkeit, ja Vertraulichkeit. Das ergab einen Kinderklub von sieben Köpfen, also sieben Kindsköpfen; um die Namen gleich zu nennen: aus dem einen Hause Robert und Molly, aus dem andern Andreas, Max und Clara, dazu ich und meine Schwester Agnes, Neß genannt, die, gewandt und klug, auffallend früh sich entwickelte. Sie war mein Liebling, mein Pet, wie man es nennt, und es gab fast nichts, was ich nicht mit ihr teilte. Die feinen Mädchen gaben Sicherheit, daß der Ton unter uns nicht ausartete. Beide, Molly

und Clara, leben noch heute, hoffentlich gesund, obschon es unumgänglich ist, daß sie nun annähernd mit so alten Augen wie ich ins Leben schauen. Eben darum wage ich hier keine Hymnen auf sie anzustimmen oder ein Signalement zu geben. Es genügt zu sagen, daß die eine, sprühlebendige, hülfreich, fidel und unverlegen, die Natur einer Rakete hatte, die andere dagegen die Nachdenkliche, und sie war mir besonders sympathisch. Ich habe leider nur ein einziges Gedicht auf sie gemacht.

Das Terrain, das unsere Häuser umgab, habe ich schon beschrieben, und da war für reiche Abwechslung Raum genug. Wir spielten Versteck, wir spielten „Akree“, Letztenabschlagen, Blindekuh, vor allem „Räuber und Wanderer“, und das mit Leidenschaft; es galt die Beine zu brauchen. Robert war der größte von uns, hatte auch so etwas Derbes, Brummiges im Wesen und konnte herrlich grunzen und heulen und wilde Augen machen und war zum Räuberhauptmann wie berufen. Wir hatten Speiße und Dolche, und ich war oft der Wanderer, der ausgeplündert werden sollte, war aber der schnellste, flog über Beete und Stakete, und sie kriegten mich nicht. Ein Zelt wurde gebaut aus Decken oder Fellen und alten Teppichen; in unserem Birtschen Garten war dafür der beste Platz, und wir waren Indianer mit Fasanenfedern statt der Adlerfedern im wilden Haar, in schlotternden, ärmellosen Jacken; im breiten Gürtel steckte der hölzerne Dolch oder Tomahawk; zerfielen in zwei Stämme, die Rache schnoben, und waren entbrannt, uns zu skalpieren. Jeder der Stämme schützte seine Weiber, und das Gebrüll und Wehgeschrei war groß. Das Drama vom letzten Mohikaner steckte uns im Kopf.

Bei alledem war ich körperlich unkräftig, warf mich gestrost ins Gefecht beim Ringen und Verhauen, zog aber leider fast immer den kürzeren. Eine Armbrust hatte ich zu Weihnachten bekommen, dazu den bunten Adler aus Holz, um danach zu schießen; da schossen die andern dem Adler den Kopf oder die Flügel ab, ich hatte kein Glück; die andern

trafen und übertrafen mich weit. Ich war eben Linkser. Alles das ärgerte mich schwer; mein munterer Sinn aber verließ mich nicht. Niemand mißbrauchte seine Übermacht und ich fühlte mich als eine gern geduldete Person im Kreise. Ich glaube, daß ich es war, der zu allerlei Abenteuerlichkeiten den Plan ausdachte.

Auch für mich allein machte ich dummer Bengel meine Streiche. Ich hatte mich in das Verkleiden verliebt, und es steckte etwas vom Komödianten in mir. Eine blanke, blecherne Rüstung mit Helm und Schild hatte ich; der Helm hatte ein Visier; aber so als Ritter aufzutreten genügte mir nicht. Einen Fez setzte ich mir auf, trug einen Herrenrock, der mir viel zu lang war, klebte mir einen schwarzen Bart ins Gesicht und ging so wichtigtuend mit dem Spazierstock in steifem Schritt solo in der „Großen Allee“ spazieren. Es sollte mir übel bekommen. Ein Kerl, Fuhrmann oder Metzgergeselle, kam hinter mir her, schlug mir die Kappe vom Kopf, riß mir den Bart aus dem Gesicht (das tat weh), und da stand ich wie begossen und mußte in meiner zerstörten Männlichkeit tief gedemütigt den Heimweg suchen.

Später gelang mir öfter der Streich, ja, auch noch, als ich erwachsen war, daß ich mich auf die Straße hinstellte und angespannt in die Höhe guckte, als ob ich am Himmel etwas sähe. Alsbald stellte sich einer hinter mich und guckte auch. Ich legte die Hand über die Augen. Da kamen schon mehr; es entstand eine ganze Gruppe; alles reckte die Hälse. Da drückte ich mich. Es war gar nichts zu sehen gewesen.

Es reizte mich auch als Gespenst umzugehen und die Leute in ihren Stuben zu erschrecken. Da war eine Dame, Fräulein Mathilde Bangert aus Harzburg, eine Jugendfreundin meiner Mutter, die von dort oft bei uns zu Gaste kam, ein lustiges, aber etwas preziöses altes Fräulein. Wir nannten sie nur Mathilde; denn Adoptivtantenverhältnisse, wie sie heute üblich sind, stellten wir mit solchen alten Hausfreundinnen nicht her. Sie war abends im Theater. Da stopften wir einen

Herrenpaletot mit Kissen aus und legten ihn so halbzugedeckt auf ihr Bett, taten eine Fratze aus Pappe aufs Kopfkissen, ein Paar Stulpenstiefel vors Bett und lauerten, bis sie die Treppe heraufkam. Sie kam mit der Kerze, trat in ihr Zimmer, und das Schreien ging los. „Eveline“, schrie sie durchs dunkle Haus, „ein Herr in meinem Bett! ein Mannsbild! Eveline!“ (sie hatte vielleicht noch nie ein Mannsbild im Bett gesehen) und floh davon. Wohin? Da war es Zeit, daß wir ihr zu Hilfe sprangen, und unter Lachen haben wir der guten Keuschen das Bett gemacht. Der Anstifter war diesmal mein findiger Bruder Alexander gewesen; aber er küßte sie folgenden Tages so zärtlich ab, daß sie nicht mehr grollen konnte.

Harmloser war es und doch verwegener, wenn ich mich sogar in die Nachbarhäuser einschlich. Nach der Tischzeit im Dunkeln ging ich vor. Das Schleichen wie eine Katze ist eine Wollust; so ging es wie ein Raubtier auf die Beute. Vom Garten aus schlich ich bei den lieben Nachbarn in den Keller, zog die Schuhe aus, huschte auf Strümpfen an der Küche vorbei wie ein Schatten hinauf ins Parterre. Da war Licht; aber der Hausherr saß gewiß ruhig im Eßsaal mit der Zigarre über der Zeitung. Alles still, mein Herz pocht, niemand begegnet mir auf der nächsten Treppe; die führt zur Wohn- und Nähstube, wo sie alle sitzen, die Damen, die Jungens. Zwei Stuben liegen hintereinander, die erste ist dunkel, ich dringe hinein und stehe lauschend an der nächsten Tür: sie sind da, meine Opfer, die ich zerreißen will! Da reiß' ich die Tür auf und stürze mit Löwengebrüll und gekrallten Händen an den Tisch, um zuzupacken. Die Damen haben sich da infam erschrocken; die Handarbeiten flogen nur so aus den Händen, während von den Jungs der eine nur den Mund aufriß, der andere lachte, was er nur konnte. Ich war ein Gespenst im grell karierten Plaid und mit einer schwarzen Binde in den Haaren. So wollte ich zum Angriff übergehen; aber das „ich will euch fressen“ blieb

mir im Halse stecken; denn der Angriff wurde zur Umarmung. So gut war man zu mir. Ich durfte mir meine Schuhe aus dem Keller heraufholen, um mich dann mit an den Tisch zu setzen, und wir plauderten als wäre nichts geschehen. Die Söhne zeigten mir ihre Schularbeiten; dem einen hatte ich öfter Gelegenheit über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Die älteren Töchter dieses Nachbarhauses, Miez und Muck genannt, waren Gegenstand meiner größten Verehrung, die eine geistreich, so schien es mir, und blendend geschickt in Frage und Antwort, die andere stiller, aber statuenhaft schön.

Neben diesen beiden saß ihre junge Stiefmutter, Frau Auguste Crasemann, und auch diese wollte mir wohl, ja, ich schreibe von ihr mit dem Gefühl zärtlicher Erinnerung. Als zweite Frau ihres Mannes war sie kaum älter als die genannten Damen, und wie schwer es junge Stiefmütter haben bei aller Noblesse auf beiden Seiten, habe ich in diesem Hause zuerst beobachten gelernt. Zierlich an Wuchs war diese Frau mit einem süßen Gesicht und einem ständig suchenden Blick, als wollte sie keine Gelegenheit verpassen, um etwas Nützliches und Liebes zu tun; klarer norddeutscher Typ, den ihre Kinder übernahmen. Sie hat in gütigster Weise mit Aufmerksamkeit mein weiteres Leben verfolgt und sich mitgefremt, wenn mir etwas gelungen war.

Ihr Sohn Andreas war der erste außerordentliche Mensch, dem ich näher trat, so etwas nordrassiger Heldentypus im kleinen, blauäugig, blond, schlank und schön, gewandt, intelligent und reich begabt, dem alles spielend zu gelingen schien, dazu wahrhaftig und durchsichtig wie ein Kristall, aber sorglos dem Moment hingegeben, als sollte ihn der leichte Sinn wie auf Schwingen aus der Knabenzeit durchs ganze Leben tragen. Es gab und gibt Menschen, die ich in meiner Phantasie mit Strahlen umgebe. So einer war dieser. Stolz warf er den Kopf, als ich ihm in meiner Superklugheit erklärte, sein Name Andreas sei griechisch und bedeute den Mannhaften. Das glaubte er mir gern. Ein großes Verdienst

um mich hat er sich dadurch erworben, daß er mir beibrachte, wie man pfeift. Es geschah eines Morgens auf dem Schulweg. Die Stelle war in der Kirchenallee.

Die Allee besteht noch. Heute geht an ihr die Eisenbahn vorbei und man hört das Pfeifen der Lokomotiven. Damals lagen dort noch die Kirchhöfe mit dem Birtschen Familiengrab. Da war es, wo der hochmusikalische Junge die schönsten Melodien pfiff und ich ihm neidisch zuhörte, so daß ich stehen blieb und fragte: wie macht man das? Er zeigte mir, wie man die Lippen erst befeuchtet, dann sie spitzen muß und wie man die Zunge an die Unterzähne legt. Da hatte ich es. Ohne dies Pfeifen habe ich seitdem nicht mehr leben können; in den seligsten Momenten ergoß ich mich so in Tönen. Das klingt auch ganz fein zur Klavierbegleitung. Die Virtuosität zeigt sich in Trillern und chromatischen Tonleitern, und so habe ich flötend auch unter den Fenstern von Bekannten und Unbekannten manches Ständchen gebracht in Jugendsehnsucht wie der erste beste Straßenjunge. Ich habe damit freilich wenig Anklang gefunden.

Meine Stimme war immer schwächlich; sie lag tiefer und ich sang oft zweite Stimme. Der genannte Jugendfreund sang frisch und treffsicher den höchsten Sopran. Er hatte auch Klavierstunden wie ich und hätte in diesem Handwerk oder Händewerk mich leicht und weit übertreffen können. Aber das Üben war ihm garstig, und er gab es mit Achselzucken auf, obgleich ich ihn zwingen wollte, dabei zu bleiben. Dieser Mensch, für den später alles, was weiblich, schwärmte, ist trotzdem im Leben nicht siegreich gewesen, und er enttäuschte bis zu einem gewissen Grade unsere so großen Erwartungen. So geht es oft. Die allzu sonnigen Menschen verbrennen gleichsam in ihrem eigenen Glanze, und nur die Hoffnungen, die sie erwecken, sind der Zweck ihrer Existenz. Vielleicht ist auch das schon viel, um in der Erinnerung einem Mutterherzen wohlzutun.

Ganz anders war sein jüngerer Bruder, ein braves Kerlchen

von fraglos geringerer Begabung. Ich war ihm herzlich gut. Der hat durch Fleiß und Konzentrierung und eine gewisse Verständigkeit im Umgang mit Menschen sich zu dauerndem Ansehen gebracht und sich langlebig ein glückliches Haus geschaffen.

Aber wozu so ernsthaft? Andere Erinnerungen tauchen auf, und ich denke an unseren Lindenbaum.

Wir waren schon etwas verständiger geworden, da siedelte sich der Kongreß der sieben Gespielen in der Bleiche an, die unter unserer Gartenterrasse sich hinzog. Im eingemauerten Gärtchen der Bleicherin, Frau Meyer, stand die Linde, in der wir unser Nest bauten. Die Wildheit war so ziemlich von uns abgefallen, und wir saßen darin wie schnatternde Wandervögel, die da rasten. Man mußte erst auf die Mauer steigen (auch klein Schwesterchen Neß vollbrachte das schon) und von da mit leichtem Sprung in den Baum, aus dessen Stamm unter dichter Belaubung die starken Äste so gelinde aufstiegen, daß sich die bequemsten Sitze boten: ein schwebendes Rondell hoch über der Erde.

Da wurden jeden Werktag-Nachmittag Palaver gehalten (es fehlte so leicht keiner), gesungen, gehänselt, die neuesten Witze aus der Schule erzählt, allerlei Weisheit ausgekramt, Pläne für morgen geschmiedet, ferne Zukunftspläne gesponnen oder auch ganz still gesessen, wenn die Linde blühte, die Jacke ausgezogen in der schwülen Sommerzeit und so hemdärmelig und faul wie die Schnitter, die die Sense aus der Hand gelegt haben, in die Natur hinausgehört, wo die Grillen zirpten und die Bienen summten, die ausschwärmten aus dem nahen Bienenstock. Nichts wundervoller als wenn ein Gewitter aufzog, die ersten Stürme sausend daherfuhren und unser Obdach sich leise zu wiegen begann. Wir wichen nicht; denn auch der prasselnde Regen drang noch lange nicht durch das Laub, bis Frau Meyer aus dem Stall kam, wo sie ihren Gaul oder ihr Mastschwein fütterte, und uns mit Drohen und Schelten herunterrief. Sie war sonst, wie gesagt, sehr

gnädig zu uns, ließ uns von ihrem Kirschbaum naschen, erlaubte uns, einen eigenen Hühnerhof zu halten, auf der Wiese mit Reifen zu spielen. Im Winter habe ich ebenda das Schlittschuhlaufen auf den Bleichergräben gelernt, die sich langgestreckt durch die Wiese zogen. War es nicht köstlich?

Wir hatten uns nämlich in echt kaufmännischem Geist zu einer Handelsgesellschaft zusammengetan, die sich Hühner hielt für den Vertrieb von Eiern und Hühnerfleisch. Die Tiere kauften wir der Frau Meyer ab, die leider gutes Geld nahm, aber uns ihre schlechtesten Hühner gab. Da war eine alte träge Henne, die sich abgewöhnt hatte, ein Ei zu legen. Die nahm ich unter den Arm, in Erinnerung an den Gemüsehandel, den einst meine Brüder in Wandsbek trieben, und spazierte auf unserer Straße von Tür zu Tür und bot sie feil als Suppenhuhn, jedoch leider ohne allen Erfolg. Schließlich erbarmte sich meine Mutter. Was sie uns dafür zahlte, weiß ich nicht; aber ich sehe noch ihr geringschätziges Lächeln: dazu das Taschengeld, um wochenlang ein so verbrauchtes Vieh zu füttern?

Auch eine Kaninchenburg hatten wir, mein Bruder Alexander und ich. Damit die Kaninchen nicht ausbrachen, sicherten wir den Tiefbau in unserem Garten ringsum mit Feuersteinen, die wir aus Helgoland holten. Herrlich war es, die Tiere, die sich unheimlich vermehrten, an den Ohren oder Löffeln herumzuschleppen. Aber die Tiere brachen aus, erschienen unterirdisch in dem benachbarten Gartenterrain eines Herrn Deneken, dessen wütende Beschwerden meinen Vater erreichten. Wie bald war dieser Betrieb vergessen, als mein guter Vater mir dann ein lebendiges Lamm und eine Ziege schenkte, für die sogleich unser Vorgarten zur Wiese umgewandelt wurde. Das Lamm hielt sich auch brav ein ganzes Jahr. Die reizende junge Ziege dagegen, schneeweiß und springlustig und mit so klugen Augen, spannte ich vor meinen Kinderwagen, kutschte drauflos und hetzte sie so den steilen Nagelweg hinauf, an dem wir wohnten, daß sie elend zusammenbrach. Es war eine tiefe, aber kurze Trauer.

Denn in jenen glücklichen Hamburger Zeiten gab es noch jedes Jahr im Frühling den „Lämmermarkt“; es war ein Marktbetrieb wie sonst, mit Karussell und Buden, wo aber auch die Tiere in Hürden standen, und zwar nicht fern von uns, am Steintor. Es ist der Platz, auf dem heut isoliert die große, recht unschöne Gewerbe- und Realschule steht. Die Schule nimmt sich da aus, als hätte die Stadt sie ausgestoßen und vor die Tür gesetzt mit dem Bescheid: du gefällst mir nicht.

Ein Stück echt dörflicher Ländlichkeit herrschte damals noch in den Vorstädten. Voll Behagen spazierte mein Vater mit mir auf den Markt und machte die erwähnten Einkäufe; aber er tat es einmal und nicht wieder.

Auf demselben Platz wiederholte sich übrigens im Juli das Markttreiben. Da hieß es das „Waisengrün“; für die Jugend wieder ein Erlebnis. Denn an diesem Tage zogen überdies aus dem städtischen Waisenhaus sämtliche Waisenkinder im langen Zug durch alle Hamburger Straßen, um Geld zu sammeln. Erst nachmittags gelangte der Zug nach St. Georg, und da stellten wir Kinder uns vor unsere Häuser, ihn zu erwarten. Natürlich viel zu früh. Das war ein Warten, die Ungeduld groß. „Kommen sie noch nicht?“ Der Vater tat sein Möglichstes, um unsere Schenklust zu befriedigen. Er selbst gab ja immer gern und reichlich. So bekam jedes von uns Kindern zwei Tüten voll kleiner niedlicher Silbermünzen in blauem Papier zum Verteilen in die Hände. Es waren lauter Dreilinge und Sechslinge, alle blank und funkelnagelneu, als wären sie erst gestern geprägt. Das Hamburger Schillingsstück kam dem preußischen Groschen an Wert fast gleich; der Dreiling war ein Drittel Schilling, der Sechsling war ein Sechstel.

Endlich hörte man aus der Ferne singende Stimmen, und neugieriges Publikum schob sich schon über die Straße, und da kamen sie selbst schon; die hundert Jungs oder mehr, die älteren im Zuge voran, hinten die ganz kleinen, alle in den

gleichen hübschen blauen Anzügen und Kappen. In der Linken hielt jeder die Sammelbüchse an einem Stabe. Da galt es aufzupassen; denn sie gingen im Schnellschritt und streckten die Sammelbüchse her, indem sie plattdeutsch riefen:

De Armen to bedenken!
Ok een in de Hand to schenken!

Viele sangen das ganz melodisch. In Hast steckte man da erst den Sechsling in die Büchse, den Dreiling in die dargestreckte rechte Hand, aber nicht jedem; denn es galt für die armen Kleinen, die zum Schluß kamen, genug Münzen übrig zu behalten; und die riefen dann ihr: „Gottslohmidan“; das sollte wohl heißen: „Gottes Lohn; meinen Dank.“

Man stand noch; da war schon alles vorbei, und der melancholische Singsang verklang in der Ferne. Eine Erregung blieb bei uns zurück wie der Wellenschlag im Kielwasser hinter den Schiffen. Man stritt sich; die einen hatten nur den hübschen Jungs mit den kecken Gesichtern gegeben, die andern nur den Elenden. Auf alle Fälle hatte die Armut uns ein Schauspiel gegeben. So sagte denn mein Vater hernach, als wir bei Tisch saßen, es sei unwürdig, die Waisen, einerlei, woher sie stammten, so zu Bettlern zu machen; „Hamburg wird immer größer und das Marschieren für die Kinder immer anstrengender. Das muß aufhören.“ So ist der Umzug denn auch bald außer Gebrauch gekommen, aber er war echt volkstümlichen Ursprungs; er ist in Nachahmung des lustigen Bittgangs der Kinder entstanden, die da von Tür zu Tür Speisen und Naschwerk sammelten zur Fastnacht oder auch am ersten Frühlingstag und zu Ehren der Schwalbe, die heimkehrte. In „des Knaben Wunderhorn“ liest man z. B. Folgendes unter den „Kinderliedern“:

Havele Havele Hahne,
Fastennacht geht ahne.
Droben in dem Hinkelhaus
Hängt ein Korb mit Eiern raus.

Droben in der Firste
Hängen die Bratwürste.
Gebt uns die langen,
Laßt die kurzen hangen.
Ri ra rum,
Der Winter ist herum.
Was wollt ihr uns denn geben?
Ein glückliches Leben,
Glück schlag ins Haus,
Komm nimmermehr heraus.

Und das ist uralt. Ganz ähnlich machten's die Kinder schon bei den alten Griechen; sie sammelten ebenso im Namen der Schwalbe, aber lebten vegetabilisch und verlangten nur nach Weizenbrot und Käse, nicht nach Würsten und erst recht nicht nach Silbergeld, das damals noch kaum existierte.



Die Mutter und Schwester Agnes

